25X1

Approved For Release 2006/02/07 : CIA-RDP83-00415R003000050001-1

FORM NO. 51-61A
NOV 1948

CLASSIFICATION CONFIDENTIAL

CENTRAL INTELLIGENCE AGENCY 25X1 REPORT

INFORMATION REPORT

COUNTRY Germany (Russian Zone)

SUBJECT Cadmium Sulphite Photoelectric Cell Developed at the Buch Institute

PLACE ACQUIRED 25X1

DATE OF INFO ACQUIRED 25X1

25X1

DATE DISTR. 20 May 1949

NO. OF PAGES 3

NO. OF ENCLS. 2 (LISTED BELOW)

SUPPLEMENT TO REPORT NO.

THIS DOCUMENT CONTAINS INFORMATION AFFECTING THE NATIONAL DEFENSE OF THE UNITED STATES WITHIN THE MEANING OF THE ESPIONAGE ACT 50 U. S. C., 31 AND 32, AS AMENDED. ITS TRANSMISSION OR THE REVELATION OF ITS CONTENTS IN ANY MANNER TO AN UNAUTHORIZED PERSON IS PROHIBITED BY LAW. REPRODUCTION OF THIS FORM IS PROHIBITED. HOWEVER INFORMATION CONTAINED IN BODY OF THE FORM MAY BE UTILIZED AS DEEMED NECESSARY BY THE RECEIVING AGENCY.

THIS IS UNEVALUATED INFORMATION FOR THE RESEARCH USE OF TRAINED INTELLIGENCE ANALYSTS

RETURN TO CIA LIBRARY

1. Prof. Friedrich Möglich of the Buch Institute in Berlin gave a lecture about 20 March 1949 concerning the development of a new extremely sensitive cadmium sulphite crystal cell (photo-electric). The lecture was given at a conference sponsored by the DWK and organized by the Deutsche Abteilung für Technik und Wissenschaft headed by Prof. Bruell, fnu, and supervised by the Russian Dr. Kalinin (female). This department has recently been organized to promote research "as specified by control council regulations". 25X1

2. Möglich's cell, now being produced by the firm of J. Pintsch, in Berlin, is built around a single crystal of 5 mm thickness. The complete unit is 50 mm in height with a radius of 20 mm. The characteristics of the cell are shown by the enclosed graphs which are based on recordings taken by Möglich.

3. The principal use for the cell was described as the simplification of the apparatus and the reduction in size of the cables used in motion picture audio-amplification. It can also be used in railroad signal equipment. It is evident, however, that the cell's usefulness is not limited to the above. [redacted] additional uses are being kept secret. 25X1 25X1

4. [redacted] the cell was first developed by a Prof. Friedrichs [redacted] in 1944 for the Institute for Radio and Sound Research. [redacted] the same cell was developed earlier by Prof. Robert Rompe for the German Air Force. Möglich appears to have worked for several years with Rompe. German scientists, on the other hand, believe that the original idea for the cell was developed many years ago by Dr. Konrad Fassbender, now also working at the Buch Institute. 25X1 25X1 25X1

5. [redacted] an article entitled "Aktivisten des Geistes" (Activists of the Mind) [redacted] appeared in "Deutschlands Stimme", 10 April 1949, page 9, which pertains to this subject. 25X1 25X1

6. This report is being forwarded to you for retention in the belief that it may be of interest.

CLASSIFICATION CONFIDENTIAL

STATE		NAVY		NSRB		DISTRIBUTION									
ARMY		AIR		OSI	X										

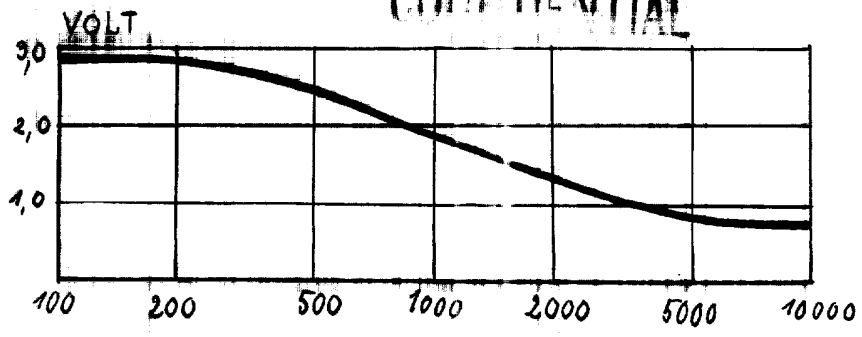
Approved For Release 2006/02/07 : CIA-RDP83-00415R003000050001-1

Approved For Release 2006/02/07 : CIA-RDP83-00415R003000050001-1

Attachment 2

25X1

CONFIDENTIAL



Frequenz in Hz.

CONFIDENTIAL

Approved For Release 2006/02/07 : CIA-RDP83-00415R003000050001-1

25X1

Approved For Release 2006/02/07 : CIA-RDP83-00415R003000050001-1

CONFIDENTIAL

Approved For Release 2006/02/07 : CIA-RDP83-00415R003000050001-1

CONFIDENTIAL

Approved For Release 2006/02/07 : CIA-RDP83-00415R003000050001-1

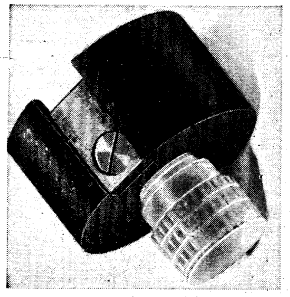
25X1

CONFIDENTIAL

Aktivisten des Geistes

Letzten Endes geht es bei den historischen Verordnungen des 30. und 31. März um ein besseres Leben für unser ganzes Volk. Die endgültige Ausarbeitung der Zweijahrplanziffern dient diesem Ziel ebenso, wie die Verordnung über die Förderung der deutschen Wissenschaft und Kultur. Daß gerade diese Verordnung so sensationell wirkt, hat zwei Gründe. Einmal ein im Bewußtsein der meisten Menschen geprägtes Bild, in dem es selbstverständlich war, daß es dem Schieber und Spekulanten materiell glänzend ging, während für das Leben der Künstler und Wissenschaftler Armut, Kargheit, ja eine viel belächelte Hilflosigkeit dem Alltag gegenüber selbstverständlich erschienen. Die Gesellschaftsordnung vergangener Zeiten suchte diese Mißachtung vor der geistigen und künstlerischen Leistung, die nur dann materiellen Nutzen brachte, wenn sie direkten Konzern- und Einzelinteressen diente, durch eine Romantisierung und Lächerlichmachung zu mildern. Von Spitzwegs „Poeten in der Dachkammer" im 19. Jahrhundert zu den Professoren-Karikaturen der Witzblätter von heute ist der Weg nur folgerichtig.

Dieser Einstellung gegenüber stand eine



Diese Fotozelle ist tausendmal lichtempfindlicher als die bisher gebräuchlichen. Sie wurde im Institut für Festkorperforschung erfunden.

gewisse Neigung der Intellektuellen zur Isolierung von der Allgemeinheit, ja oft eine überhebliche Verachtung aller Ungeistigen, die die Kluft zwischen den arbeitenden Menschen und den Männern und Frauen der Wissenschaft und Kunst vertiefen half.

Zur Überwindung dieses Gegensatzes wurden bereits beachtliche Schritte unternommen. Die Festlegung des Rechtes auf Bildung für alle in der vom Deutschen Volksrat beschlossenen Verfassung, die Schaffung der Vorstudienanstalten, die Gewährung von Stipendien und ähnliche Maßnahmen trugen dazu bei, Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung die Möglichkeit zur Entfaltung ihrer Fähigkeiten zu geben.

Die Anordnung der DWK gibt nun diesem Vorhaben die breite materielle Basis, die es braucht. Sie stellt unsere Intelligenz mitten in das gesellschaftliche Leben und gibt ihr alle Voraussetzungen für eine fruchtbare Arbeit zum Wohle der Allgemeinheit.

Wir haben diese Verordnung zum Anlaß genommen, eine Reihe führender Wissenschaftler und ihre Institute zu besuchen. Dabei stellten wir zwei Fragen: Haben die dort arbeitenden Menschen tatsächlich etwas Entscheidendes für den Fortschritt der Allgemeinheit geleistet und werden sie durch die neue Verordnung neue und weitere Forschungsmöglichkeiten erhalten?

In dem winzigen Institut für Kulturtechnik in Berlin-Dahlem drängen sich in zwei kleinen Räumen, die zusammen nicht mehr als 30 qm umfassen, 10 Personen. Professor Dr. Alfred Mitscherlich sitzt mit Sekretärin und zwei Assistenten in einem Büro, während nebenan sechs Lehrkräfte an einem Tisch arbeiten.

Wenn er ruhig Korrekturen lesen will, dann muß sich der greise Gelehrte auf den Feldern des Versuchsgutes aufhalten, die sich unwirtlich und noch unbebaut rings um das Institutsgebäude dehnen.

Vom Pflanzenphysiologischen her werden hier die Böden untersucht, vor allem die Fragen des Nährstoffgehaltes und der Düngungsbedürftigkeit werden mittels einer in der ganzen Welt bekannten und angewandten, von Professor Mitscherlich entwickelten Methode festgestellt. Es gibt in Sibirien, ebenso wie in Japan, in den USA ebenso wie in Rumänien Mitscherlich-Stationen, auf denen diese Bodenuntersuchungen angestellt werden. In vierzigjähriger Forschungsarbeit entwickelte der Professor seinen bekannten Gefäßversuch, der es ermöglicht, genau festzustellen, was dem zu düngenden Boden an Nährstoffen fehlt und welche Nährstoffe ausreichend vorhanden sind. Es ist klar, daß sich daraus entscheidende Folgerungen für eine richtige Düngung ziehen lassen.

Als Beitrag zum Zweijahrplan hat nun der Gelehrte, der auch Präsident der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft ist, seine Versuche von wissenschaftlichen Stationen unabhängig gemacht. Er entwickelte einen sogenannten Felddüngungsversuch, mit dessen Hilfe jeder einzelne Bauer selbst feststellen kann, wie er die Phosphorsäure- und Kalidüngung richtig bemessen muß. Ein Flugblatt, das in über 50 000 Exemplaren von den Düngerberatern an die Bauern und Siedler verteilt wird, macht es den Bauern möglich, festzustellen, was auf dem betreffenden Boden für die nachfolgende Feldfrucht zu düngen ist. Durch richtige Bemessung der Düngergaben läßt sich dann eine Ertragssteigerung bis zu 44 Prozent erzielen.

Als Anerkennung für seine wegweisende, überaus wichtige Arbeit erhielt Professor Mitscherlich nun im Rahmen der neuen Verordnung die Zusage, daß er auf dem Gut Paulinenaue zwischen Nauen und Friesack weiterarbeiten kann. Dort stehen ihm statt bisher 10 Morgen nunmehr 360 Morgen Land zur Verfügung. Er hofft, seine Forschungen dort noch erheblich ausweiten und verbessern zu können.

Das ebenfalls zur Akademie der Wissenschaften gehörige Institut für Bauwesen kann noch keine derart frappierenden Ergebnisse aufweisen. Es ist erst vor kurzem gegründet worden. Überall wird noch eifrig gebaut. Die Hauptaufgabe dieses unter der Leitung von Professor Scharoun stehenden Instituts wird es sein, Arbeiten der verschiedenen Bauhochschulen zu koordinieren und so Unterlagen, Programme und Vorentwürfe für den Neubau, die behelfsmäßige Wiederherstellung und den Umbau all jener Vorhaben herzustellen, die sich aus dem Zweijahrplan und der DWK-Verordnung ergeben.

Augenblicklich ist man z. B., wie der Sekretär, der bekannte Baufachmann Dr. Liebknecht, berichtet, damit beschäftigt, die Pläne für die MAS-Stationen zu koordinieren. Man legt die Raumgrenzen der einzelnen Bautypen fest. Die Konstruktionsteile wie Türen und Fenster werden in bestmöglicher und praktischster Größe ausgerechnet und dann als Normen aufgestellt. So bestehen für diese Stationen, ebenso aber auch für den neuen Typ der Schulbauten, für die jetzt in allen Ländern große Mittel zur Verfügung stehen, und für die Betriebs- und Kreispolikliniken bestimmte festgesetzte Größenverhältnisse, die von den verschiedenen Forschern im Zusammenwirken mit der Praxis entwickelt wurden.

Blick auf einen Labortisch, an dem sechs Assistenten eng nebeneinander stehend arbeiten müssen.

Die Frage, wie breit z. B. in einer Poliklinik die Flure sein müssen, wie hoch die Fenster und an welchen Stellen die Türen zweckmäßig anzubringen sind, ist in diesen Tagen nach Sammlung der ärztlichen Erfahrungen und Koordinierung der Pläne verschiedener Architekten geklärt worden.

Selbstverständlich bedeutet diese Standardisierung und Normierung nicht, daß sämtliche Schulbauten, sämtliche MAS-Stationen und Polikliniken in Zukunft völlig gleich aussehen werden. Es sind Richtlinien, die eine individuelle Gestaltung durch den Architekten durchaus zulassen. Es leuchtet jedoch ein, daß eine ideale Einteilung etwa einer Maschinenausleihstation, in der von vornherein Kulturecke, Sanitätsraum usw. vorgesehen sind, kostspielige spätere Umbauten ersparen. Nach dem Ausbau des Instituts, der nach der neuen Verordnung schneller und großzügiger erfolgen kann, wird man den aus den soeben erlassenen Richtlinien zur Durchführung des Zweijahrplans sich ergebenden riesigen Bauvorhaben auch von der Forschung her gewachsen sein.

Von der Tätigkeit des Instituts für Festkörperforschung, das unter der Leitung Prof. Dr. Möglichs steht, hatten wir bereits auf der Leipziger Messe einen Eindruck bekommen. Dort gehörte die in diesem Institut entwickelte neuartige Fotozelle zu den Sensationen der Technischen Messe. Die elektrischen Ströme, die von dieser Zelle gesteuert werden, betragen bis zu 1000mal mehr als bisher mit elektrotechnischen Einrichtungen erzeugt werden konnten.

Wir sind erstaunt, daß das ganze Forschungslabor, in dem diese umwälzende Erfindung gemacht wurde, sich in einer Etage in wenigen kleinen Räumen befindet. Dort hat man mit Hilfe des Cadmiumsulfit die Zelle herstellen können. Diesen Stoff untersuchten Professor Möglich und Professor Rompe bereits vor mehreren Jahren. Er ist wegen seiner Strahlungseigenschaft bekannt und hat die Eigenschaft, daß er unter dem Einfluß von Licht seine elektrische Leitfähigkeit stark verändert.

Die beiden Gelehrten verwandten das Cadmiumsulfit erstmalig für Fotozellen. Die ungeheuer große lichtelektrische Empfindlichkeit dieser Zelle machte es möglich, daß ein Teil der Verstärkerwirkung, für die bisher gesonderte elektrische Verstärkerapparate notwendig waren, auf die Fotozelle selbst übertragen wird. Riesige Apparaturen als Verstärker bei Filmen z. B. können jetzt wegfallen. Man braucht auch kein besonders abgeschirmtes Kabel mehr, um Störungen zu vermeiden, da die Zelle wenig störungsanfällig ist.

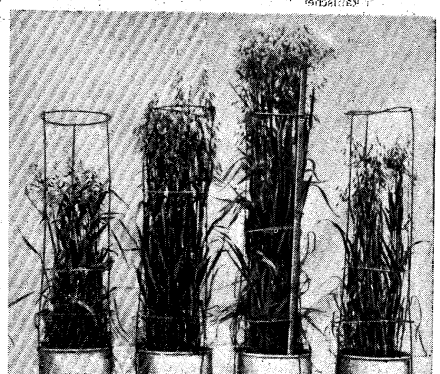
Es wird so in Zukunft möglich sein, mit einer ganz einfachen technischen Ausrüstung selbst im kleinsten Dorf einen Film vorzuführen. Das bedeutet nicht nur für die Firma Pintsch, die die Auswertung dieser Erfindung übernahm, die Möglichkeit zum Export von Film- und Fotogeräten, der große Devisensummen einbringen wird. Das bedeutet gleichzeitig eine Veränderung der Volksbildung auf dem Lande, da man nun bis in die kleinsten MAS hinein Tonfilme bringen kann.

Die Erfindung wird auch für das gesamte Signalwesen der Eisenbahn, das stark auf fotoelektrische Zellen angewiesen ist, wesentliche Folgen haben.

Professor Dr. Mitscherlich mit einem Assistenten vor seinem Institut

Die Vorarbeiten zu dieser Entdeckung waren schon vor zehn Jahren so weit gediehen, daß ein ähnliches Ergebnis hätte erwartet werden können. Damals wurde jedoch diese Forschung nur von den Laboratorien verschiedener Elektro-Konzerne durchgeführt, die kein Interesse an dieser Vereinfachung hatten. Erst im Jahre 1945 wurde das Institut für Festkörperforschung gegründet und so den Gelehrten die Möglichkeit gegeben, ohne Rücksicht auf Konzerninteressen zum Wohle der Allgemeinheit diese Erfindung frei auszuarbeiten.

Neben dem Ausbau seines Instituts hält Prof. Möglich für eine der wesentlichsten Folgen der DWK-Verordnung, daß nun auf breiter Basis wissenschaftlicher Nachwuchs herangezogen werden kann und daß dieser Nachwuchs auch die entsprechenden Bücher in die Hände bekommt. Der Gelehrte betonte die enge Verflechtung seiner Arbeit mit der Industrie. Er erzählte, daß er auf der Leipziger Messe eine Reihe von Geräten kaufen konnte, die es nach dem Zusammenbruch nicht gegeben hat, die jedoch für seine Forschungen [illegible]



Der berühmte Mitscherlich-Versuch wurde hier durchgeführt: Die Erde wurde gedüngt, dabei ließ man beim Gefäß 711 Kali, beim Gefäß 713 Phosphorsäure weg, Gefäß 716 wurde voll gedüngt. Die Probe zeigt deutlich, daß dem Boden vor allem Kali fehlt.

dringend nötig sind. Er braucht z. B. für sein Institut sogenannte Elektro-Strahl-Oszillaren, Geräte von außerordentlicher Kompliziertheit, die bisher noch nicht hergestellt wurden. Für das Institut konnte er jetzt in Leipzig einen Oszillar bestellen, der in wenigen Wochen lieferbar ist. Durch die Anordnung der DWK ist es ihm möglich, die nötigen Geldmittel für den Ankauf zu bekommen. Er sagte: „Wir sind also auf Gedeih und Verderb mit dem Gelingen des industriellen Aufbaus und damit mit dem Gelingen des Zweijahrplanes verbunden. Nur wenn eine gut arbeitende Industrie zur Verfügung steht, die die entsprechenden Apparate liefert, können wir mit unserer wissenschaftlichen Arbeit weiterkommen. Auf der anderen Seite sorgen wir wiederum in unserer Forschungsarbeit dafür, daß die Industrie hochwertige und völlig neuartige Waren auf den Markt bringen kann."

Dr. Hildegard Damrow

CONFIDENTIAL

Approved For Release 2006/02/07 : CIA-RDP83-00415R003000050001-1

Approved For Release 2006/02/07 : CIA-RDP83-00415R003000050001-1

Unruhe um einen Friedfertigen

ROMAN VON OSKAR MARIA GRAF

37. Fortsetzung

Copyright by Aurora-Verlag, New York + Aufbau-Verlag, Berlin

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

In dem oberbayerischen Dörfchen Auffing lebt der jüdische Schuster Kraus, der Friedfertige genannt, der von seinem Sohn 1 200 000 Dollar geerbt hat. Als ihn die Nazigruppe im Dorf unter Führung des kriminellen Heingeiger Silvan erpressen will, stellt sich heraus, daß er seine Millionen dem sozialistischen Knecht Ludwig Allberger geschenkt hat. Doch der wird seines Reichtums nicht froh. Auch ihn bedrohen die Nazis immer frecher. Ludwig besucht den kranken Kraus.

„Gefährlich? Für mich...? Warum denn?" fragte der Alte unberührt.

„Am liebsten tät ich dich fortbringen", sagte der Ludwig statt einer Antwort und wurde deutlicher. „Wo du sicher bist. Jetzt gehen sie gegen die Juden!" Doch der Schuster lächelte ihn nur dünn an und schüttelte matt seinen schweren Kopf: Gegen die geht's doch schon ewig! Ich fürcht mich nicht! Ich bleib, wo ich bin."

Der Ludwig brachte es nicht fertig, weiterzureden. Er versprach, morgen in der Frühe gleich herüberzukommen, und wenn es nicht besser sei, den Doktor Buchner zu holen.

„Geh nur zu! Wenn ich die Nacht durch schlaf und schwitz, ist morgen wieder alles gut", sagte der Kraus. Er wollte nicht zugeben, wie elend ihm war. Am andern Tag stapfte er schon wieder zum Moser um die Milch, und als er beim Allbergerhäusl vorüberkam, aus dem der Ludwig eben heraustrat, rief er ihm zu: „Du siehst, mir fehlt nichts weiter! Mein Tee ist besser als dein Doktor."

38

Trotz allem Schmerzlichen, das ihm bis in die letzte Zeit hinein widerfahren war, lebte der Kraus jetzt wahrhaft gern. Er hatte sein sorgenloses Auskommen und seinen „Fuchsl", der in vielen Stunden seiner alten Tage eine kindlich-stille Heiterkeit brachte. Er konnte für sich sein und spürte doch, daß die meisten Menschen, mit denen er in Berührung kam, ihn gern mochten oder zum mindesten nichts gegen ihn hatten. Sogar der Heingeiger bekam stets einen eigentümlich rührenden Ausdruck auf seinem verstörten Säufergesicht, wenn er den Schuster zufällig traf. Er grüßte freundlich und sagte irgend etwas Herzliches. Und die Hakenkreuze an seinen Türen und Wänden? Mein Gott, wie wenig beachtete der alte Kraus das! Wie [illegible] Sachen, von denen der Ludwig manchmal erzählte! Dieser Ludwig! Wenn er ihn doch in Ruhe lassen wollte mit seinem besorgten Gerede! „Gegen die Juden geht's jetzt! Du bist doch auch ein Jud!" wiederholte er immerzu. Der Kraus wußte zwar, daß es immer gegen die Juden ging, aber beim Wort „Jud" empfand er nichts mehr.

Der Schuster freute sich in jeder Frühe, wenn die helle Wintersonne durch die gefrorenen Fenster seiner Kammer blinzelte, wenn der „Fuchsl" von seinem Bett heruntersprang, weitmäulig gähnte und sich streckte, und wenn drunten vor der Werkstatt die hungrigen Spatzen zwitscherten. Er kroch aus den warmen Federn, schlüpfte in die Hosen, band den Schurz um und brümmelte geruhig: „Jaja, nur ein bißl warten! Jeder kriegt was! Gell, Fuchsl!" Er stapfte über die schmale Stiege hinunter, zerrieb eine alte Semmel auf einem Teller, mischte Körner dazwischen und trug alles ins selbstgezimmerte Futterhäuschen vor dem Werkstattfenster. Die Spatzen warteten schon und waren ihn und diese Regelmäßigkeit so gewöhnt, daß sie scheulos und ruhig am Holzrand des Futterhäuschens hocken blieben und gleich zu picken anfingen.

„So, und jetzt kommen wir dran!" sagte alsdann der Alte zum „Fuchsl" und suchte ihm ein Fressen zusammen. Endlich braute er sich einen Kaffee, brockte sich ein paar Semmeln in seine umfängliche Schüssel und begann dieses triefende, teigige Geschlemm in sich hineinzuschlürfen. Im Herd knisterten die Buchenscheite, und mollige Wärme füllte nach und nach die Luft im engen Raum. Mit der Arbeit hatte es der Kraus jetzt gar nicht mehr eilig. Oft kam es sogar vor, daß er im „Feuerwehrkalender" eine kleine Geschichte oder Gebrauchsanweisung für den Blumengärtner las. An der Wand hing ein sehr schöner Abreißkalender der Lederfirma Leitner aus Amdorf. Da riß er vor dem Uhraufziehen jeden Tag ein Blatt ab und überflog den Sinnspruch, der unter der Datumszahl gedruckt stand. Er tat das gewohnheitsmäßig und flüchtig, aber einmal hatte er so ein Verslein gelesen, das ihn länger beschäftigte.

> Das aber ist des Alters Schöne,
> daß es die Saiten reiner stimmt,
> daß es der Lust die grellsten Töne,
> dem Schmerz den herbsten Stachel nimmt.

Für gefühlvolle Reimereien hatte er nie viel Sinn gehabt, aber — seltsam — dieses Sprüchlein hätte ihm gefallen, und er klebte es an die Wand über seinen Küchentisch. Er schaute oft hin, und dabei wurde ihm behaglich.

Wahrhaftig, dem Kraus kam jeder Tag geschenkt vor, und er füllte ihn aus mit seinen hundert kleinen, gelassenen Annehmlichkeiten.

Indessen jedes Leben ist nur auf „Wenn" und „Aber" gestellt. Seit dem letzten Besuch vom Ludwig war der Kraus traurig und verstimmt über sich, denn das unrechte Drücken in der Magengegend hörte nicht auf, es wurde eher ärger. Er trank seinen „Gebirgsblättertee" und nahm Schnaps, es half nicht viel. Er merkte, wie er von Tag zu Tag matter wurde, und was für eine Unlust ihn von Zeit zu Zeit überkam. Er wollte das alles nicht wahrhaben und plagte sich mit Gewalt, zu arbeiten, sich abzulenken. Aber, Herrgott, da stieg es auf einmal wieder säuerlich vom Magen herauf, kroch an der Gurgel hoch und kam als gallebitterer Schleim auf die Zunge. Und irgendwo im Bauch grimmte es, drückte und wurde schließlich zum stechenden Schmerz, der ihm den Schweiß aus allen Poren preßte. Er hüstelte und würgte die gallige Bitterkeit wieder hinunter. Er knirschte mit seinen alten Zähnen und hämmerte fester. Mit der Zeit jedoch kam ein fliegendes Fiebern über ihn. Er mußte sich auf die Ofenbank legen und wurde immer ärgerlicher. Der „Fuchsl" setzte sich vor ihn hin, hob den Kopf und schaute ihn aufmerksam an. Der Kranke fuhr mit seiner zitternden, heißen Hand über das Fell. Erst nach einer langen Weile wurde es ihm wieder besser. Er ließ die Arbeit sein, kramte unschlüssig herum, wartete, bis es zu dunkeln anfing, und holte beim Moser seine Milch. Er sagte nichts von seinem Kranksein. Das ging den ganzen Februar so. Er blieb schließlich in der Frühe immer länger liegen, wenngleich er schon längst wach war.

Einmal in so einer Frühe hörte er Lärm unten vor seiner Haustüre. Den Stimmen nach mußten beim Heingeiger der Bauer und der Silvan streiten. Ganz, als ob gar nichts sei, hörte er hin und verstand, wie der Silvan schrie: „Halt! Wegbleiben! Jüdisches Haus!" Einige dumpfe Schritte und wiederum: „Halt! Weg da!"

„Was? Du Großmaul?! Du hast mir gar nichts zu verbieten!"

„Was? Du Großmaul?! Du hast mir gar nichts zu verbieten!" hörte er jetzt ganz deutlich Ludwigs Stimme. Er kroch mühsam aus seinem Bett, tappte ans Fenster und sah gerade noch, wie der Silvan gegen die Stalltüre flog, Arme und Beine weit weggestreckt. Einen stumpfen Kracher tat es. Der Ludwig stand auf der Straße mit gespreizten Armen und [illegible] Browning auf, und der Silvan, der sich eben wieder aufrichten wollte, schrie mordialisch: „Du roter Hund! Jetzt bist du geliefert!" als etwas schier Unglaubliches geschah. Die Stalltür tat sich auf, und der Heingeiger riß — mehr werfend als zerrend — seinen kreischenden, blutüberströmten Sohn, der in voller SA-Uniform war, in den dunklen Stall, schrie darinnen irgend etwas, kam vor die Türe, schlug sie krachend zu und plärrte dem Ludwig mit entstellter Stimme zu: „Recht hast du gehabt, Ludwig, aber jetzt schau, daß du davonkommst! Schnell! Die bringen dich um!"

Sekundenlang stockte der Ludwig.

„Aber der Kraus?" jagte er heraus.

„Da bin schon ich noch da! Besinn dich nicht! Es geht um's Leben!" warf ihm der schlotternde, totenblasse Heingeiger zu: „Geh! Dem Kraus geschieht nichts! Geh!!" Da rannte der Ludwig in mächtigen Sätzen auf sein Haus zu und stürzte sich in sein Auto. Es surrte schon. Die Emma kam vor die Türe. Er schrie ihr zu: „Ich muß verschwinden! Frag nicht! Hau auch ab, gleich!" und hatte schon die Wendung auf die Straße zu gemacht. Inzwischen aber waren sie beim Lampl schon herausgelaufen, beim Moser auch. Der Ludwig gab Gas, da krachte ein Schuß, noch einer und noch einer, die Splitter des hinteren Autofensters klirrten, und Ludwigs Wagen rannte mit aller Gewalt an das viereckige, betonierte Elektrizitätshäuschen am Rand des Dorfplatzes, surrte, surrte und krachte und blieb plötzlich stehen. Vom Stelzinger rannten sie herbei, und die ganze Nachbarschaft war im Nu beisammen. Die Emma schrie furchtbar, als sie den Ludwig aus dem zertrümmerten Wagen zogen. Einen Schuß in der rechten Schulter und einen im linken Arm hatte er, und von den eingedrückten Glasscheiben war sein ganzes Gesicht zerschnitten.

„Ja-ja, um Gotteshimmelchristiwillen!" schrien die Weiber und weinten entsetzt auf: „Was ist denn das? Wer hat denn geschossen? Jaja, wie er blutet!' Immer mehr Leute kamen dahergerannt und drängten sich aufgeregt ineinander. „Gleich ins Krankenhaus, sonst verblutet er sich!" sagte der Stelzinger.

„Nichts da! Der kann gleich hinwerden!" bellte mittenhinein der Lamplknecht und kam mit einem Militärkarabiner daher: „Das ist ein roter Lump. Das sind lauter Räuber und Mörder! Die haben gestern in der Nacht den Reichstag angezündet! Die müssen alle weg! Das ist Befehl!" Im Augenblick glotzten alle starr auf den viereckigen Kerl, der nicht einmal ein böswilliges Gesicht hatte, sondern eher eins, als sei er stolz auf seine Tat.

„Der hat gemeint, er kommt uns aus, aber Schnecken! Wir sind auf der Wacht! Ich hab doch gesehen, was er mit unserm Sturmführer gemacht hat!" redete er dummdreist weiter. Da wurde es gefährlich für ihn. Die Emma wollte sich auf ihn stürzen, aber der junge Mann und einige Weiber rissen sie weg. Sie heulte, schlotterte, stampfte und schlug wie besessen um sich.

„Hammel, niederträchtiger! Der hat doch den Reichstag nicht angezündet!" plärrten etliche: „Der und ein Räuber, du Rindvieh! Der kann dir noch was geben!" In einem unbeobachteten Moment riß der alte Lampl dem Kerl den Karabiner aus der Hand und gab ihm einen derben Stoß. Der Knecht erfing sich, schaute baff auf die drohenden Leute und stotterte kleinlaut: „Ich hab doch bloß gemacht, was Befehl ist! I-ich —" Dann lief er jäh aufs Heingeigerhaus zu.

„Deutschlands Stimme" erscheint wöchentlich einmal in einem Umfang von 12 Seiten. Verkaufspreis beträgt 30 Pfennig
Werden auch Sie Abonnent

BESTELLSCHEIN! O

Bezugsgebühren für ein Monats-Abonnement 1,30 DM einschl. Zustellgebühr

Name: ____________ Vorname: ____________

Ort: ____________

Straße: ____________ Haus-Nr. ____________

Bitte senden Sie diesen Bestellschein Ihrem zuständigen Postamt oder dem Kongreß-Verlag GmbH, Berlin W8, Wilhelmplatz 8-9, ein

Keiner kümmerte sich weiter um ihn. Die Rotters, die seit der Verheiratung von der Emma ein Lieferauto hatten, luden den verwundeten Ludwig auf und fuhren ihn ins Krankenhaus nach Amdorf hinüber. Es war höchste Zeit. Der Doktor Buchner mußte sofort eine Bluttransfusion machen. Die verzweifelte Emma wich nicht mehr vom Bett des dick verbundenen Ludwig, der nur immerzu schwach sagte: „Geh fort. Fahr fort. Nimmer heim...! Der Peter soll auch weg, alle...! Schnell fort!" Doch sie blieb. Sie weinte und weinte.

Währenddessen kam die ganze Gegend in eine wilde Bewegung. Um Bauern und Bürger zu schrecken und sie gegen die Roten aufzubringen, vor allem aber, um bei den Wahlen mit überwältigender Mehrheit zu siegen, hatte die Hitlerregierung insgeheim von ihren eigenen Leuten das Berliner Reichstagsgebäude in Brand stecken lassen und beschuldigte nun die Roten der Tat. Unausgesetzt schrie es seitdem aus allen Radioapparaten: „Zerstampft den Kommunismus! Zerschmettert die Sozialdemokratie!" Sämtliche militanten Hitlerverbände wurden als Hilfspolizei eingesetzt, und ein amtlicher Fang- und Schießerlaß gab ihnen freie Hand. Drüben im Terzling-Furtwanger Moor hatte der Glachinger SA-Sturm die Arbeiter umzingelt und gefangengesetzt. „Großartig, daß ihr euch schon selber den Stacheldrahtzaun gezogen habt!" schrie der Witzgall herum und verhöhnte die wehrlos gemachten Gefangenen, auf die SA-Leute hemmungslos einschlugen. Immer neue Lastautos voll von Verhafteten aus allen möglichen Gegenden rollten an. Fremde, gefährlich aussehende SA-Leute aus der Hauptstadt trieben sie unter unbarmherzigen Gummiknüttel- und Kolbenhieben in das verschneite Geviert. Da und dort fielen die verschreckten, dumm gehauenen Häftlinge in die dünn vereisten, tiefen Moorgräben. Das Eis klirrte, das Wasser spritzte, entsetzt wollte sich der Hineingefallene herausarbeiten und wurde erneut zurückgestoßen, bis er ermattet umsank und starr im blutdurchzogenen, gurgelnden, eiskalten Wasser liegen blieb. Hunderte und aber Hunderte versuchten sich in die wenigen Baracken zu drängen, rauften und heulten und wurden wie eine Rotte Vieh auseinandergeschlagen.

Beim Neumeier erschien der Sulerschmied mit einer Eskorte SA-Männer und wollte den Peter holen. Als man ihn nicht fand, wurde in seiner Kammer das Unterste zu oberst gekehrt und trotz der Einwände der Neumeiers, handele sich doch um ihre Möbel, alles kurz und klein geschlagen.

„Ich rate Ihnen — Maulhalten, Herr Neumeier! Sie können froh sein, daß Sie so billig wegkommen! Die Volkswut ist allgemein! In Zukunft etwas vorsichtiger mit Ihren Gesellen und Lehrlingen, verstanden? Na, den Burschen werden wir ja bald haben! Unsere Kur macht ihn schon vernünftig!" schnarrte der sonst so kulante Sulerschmied forsch und zog endlich ab. Die Emma wurde von Ludwigs Krankenbett weggerissen und vorläufig ins Amtsgerichtsgefängnis geschleppt. Sonderbarerweise war dort schon der Rechtsanwalt Wallberger mit seiner Frau eingeliefert. Eine Amdorfer SA-Wache bezog das Krankenhaus, und zwei davon hielten sich ständig vor Ludwigs Bett auf. Sie zeigten ihm den soeben erschienenen großen Bericht über „die kommunistische Verschwörerhöhle bei Weylarn" in ihrer Zeitung. Viele Photographien schmückten ihn. Sie ließen dem Liegenden keine Ruhe. Der Doktor Buchner und die Schwestern waren macht- [illegible] kungen, hockten da, rauchten und machten Witze, beugten sich manchmal über den Verbundenen und grinsten: „Wie ist's, Bürscherl? Bald besser, ja? Wenn du gesund bist, kommst du vor dem Aufhängen noch eine Zeitlang in unser Kaltwasser-Genesungslager." Wenn der Ludwig einnickte, versetzten sie ihm mitunter Stöße oder Ohrfeigen, ließen ihre Zigarettenasche auf die unverbundenen Stellen seines Gesichts fallen oder ein eben abgebranntes, noch heißes Zündholz. Er schreckte auf, und sie höhnten: „Nur nicht zu viel Schlaf, Herr Millionär! Da wirst du zu fett. Das hält der Galgenstrick nicht aus!"

In Auffing ging es inzwischen nicht weniger aufregend zu. Nachdem der Lamplknecht beim Heingeiger angekommen war, fand er den Silvan ächzend und zusammengekrümmt in der Stube. Vom Kopf rann ein dicker Blutstrahl über seine linke Wange. Er hatte eine Schüssel Wasser vor sich, die ihm die Kreitlerin hingestellt hatte, tauchte von Zeit zu Zeit ein weißes Handtuch hinein und betupfte seine Wunde. Die Dirn war auf und davon gelaufen vor Schreck, und vom alten Bauern sah und hörte man auch nichts mehr.

„Der Kerl ist zuerst zu dem Dreckjuden 'num, und wo er jetzt rumsauft, weiß ich nicht. Ist ja auch gleich!" knirschte der Silvan, hörte sich an, was der Knecht zu melden hatte, und begann zu schimpfen: „Was, du Scheißkerl! Waffe wegnehmen lassen? Was, der Lampl...? Die Bande muckt auf? Na, wart nur!" Er versuchte sich etwas gerader aufzurichten, griff nach seinem schmerzenden Rücken und kommandierte wütend: „Kerl, wenn du jetzt nicht wieder alles gut machst, geht's dir schlecht! Du machst Laufschritt zum Glachinger Sturmlokal. Dort muß telefonisch Verstärkung vom Furtwanger Lager angefordert werden, zwanzig oder dreißig Mann, verstanden? Der Xaverl oder sonst einer soll sofort Amdorf verständigen oder hinübersausen. Hoffentlich ist der rote Misthund wirklich im Krankenhaus, sonst Gnade dir!"

Bald darauf sahen die Leute den Lamplknecht auf dem Fußweg, der beim Schusterhaus vorüberführte, auf die Glachinger Straße laufen. Der Silvan versuchte unterdessen immer wieder, seinen Rücken geradezumachen, und stapfte schließlich mühselig an der Bank entlang.

„Himmelherrgott-Kruzifix-Kruzifix!" fluchte er, biß die Zähne zusammen und lugte dabei ständig auf das Krankenhaus. Dort rührte sich nichts.

„Hol den Stelzinger!" schrie er der Kreitlerin durch die offene Tür zu. Die kam bald mit dem Krämer daher.

„Ich wollte sowieso kommen, Herr, Herr Sturmführer", sagte der Stelzinger. „Da, die Post ist eben gekommen." Er legte die Zeitung und einige Briefschaften auf den Tisch und schien recht geniert. Der Silvan fuhr ihn herrisch an, was denn da passiert sei, ob er denn nicht wisse, daß Hitler Kanzler sei, und wie er dazu komme, diesen roten Gauner den Ludwig, entkommen zu lassen. Er hörte nur halb hin, als der verdatterte Stelzinger erzählte, der sei doch verwundet im Krankenhaus, und räsonierte weiter: „Wie kommst du denn überhaupt dazu, dich als kommender Bürgermeister in die amtlichen Aktionen unserer SA einzumischen?" Seit der Entlobung mit der Gretl war er mit dem Krämer per „Sie", jetzt sagte er herabmindernd grob „du" zu ihm. Der Beschimpfte machte Ausflüchte.

(Fortsetzung folgt)

Eine Waise, die im Haushalt von Verwandten aufwächst und dort ausgenutzt wird, das ist ein Thema für rührselige Kolportage. Wenn es jedoch von einem großen Dichter behandelt wird, so wie dies in unserem neuen, Anfang Mai beginnenden, in Deutschland noch nicht veröffentlichten Roman geschieht, dann vereinen sich in einzigartiger Weise Spannung und literarische Qualität.

Approved For Release 2006/02/07 : CIA-RDP83-00415R003000050001-1

Approved For Release 2006/02/07 : CIA-RDP83-00415R003000050001-1

Freiheit der Kultur und Wissenschaft wird Wirklichkeit

Von Professor Dr. Heinrich DEITERS, Vorsitzender des Ausschusses für Kulturpolitik des Deutschen Volksrats

Die Verordnung der Deutschen Wirtschaftskommission zur Förderung der deutschen Wissenschaft und Kultur vom 31. März 1949 wird sich trotz alier Versuche, sie totzuschweigen oder zu entstellen, rasch die Beachtung der intellektuellen Kreise Deutschlands erzwingen. Gegenüber der von uns an dieser Stelle schon mehrfach kritisierten Tendenz, das Privatkapital zur Finanzierung unserer Hochschulen heranzuziehen, zeigt sich die Entschlossenheit der in der Deutschen Wirtschaftskommission vertretenen Parteien und Massenorganisationen, die deutsche Wissenschaft und Kultur aus eigenen Kräften nicht nur zu erhalten, sondern auf eine höhere Stufe zu erheben.

Die Zweifler an diesem Vorhaben, an denen es namentlich im westlichen Deutschland nicht fehlen wird, werden durch die sofort beginnende und rasch fortschreitende Durchführung der Verordnung überzeugt werden.

Die Art der Finanzierung ist für deutsche Verhältnisse neu. Sie hat zur Voraussetzung, daß das ganze Volk Eigentümer der großen Industriebetriebe geworden und die Macht des bisherigen großkapitalistischen Systems gebrochen ist. Diese Voraussetzung ist in Ostdeutschland erfüllt, sie muß auch in Westdeutschland geschaffen werden.

Die Erhaltung und Weiterentwicklung der deutschen Kultur ist aber nicht nur eine Finanzfrage, sie ist ebensosehr eine Personenfrage. Die ältere Generation unter unserer Intelligenz ist zum größten Teil bürgerlicher Herkunft, sie verwaltet eine kulturelle Tradition, die zum Aufbau einer neuen Kultur nach der Überwindung des Faschismus unentbehrlich ist. Die Verordnung der Wirtschaftskommission gibt dieser Erkenntnis Ausdruck und zieht die Folgerungen daraus. Denn die Hilfsmaßnahmen für die Intellektuellen, die in ihr enthalten sind, kommen naturgemäß zunächst den Mitgliedern der älteren Generation zugute.

Wir, die Kulturschaffenden in Berlin und Ostdeutschland, die wir nun seit fast vier Jahren mit den Vertretern der Arbeiterschaft in Ämtern und Organisationen zusammenwirken, bitten die Kollegen in Westdeutschland, von der Aufrichtigkeit dieser Maßnahmen überzeugt zu sein. Es ist der Arbeiterschaft ernst mit ihrem Bestreben, zu den Intellektuellen ein Verhältnis des Vertrauens zu schaffen. Wenn sie die Bedeutung der Intelligenz für das Leben der Gesamtheit nicht verstände, so würde sie nicht darein willigen, daß den Intellektuellen eine weit über das normale Maß hinausgehende Hilfe gegeben wird. Die Verordnung der DWK ist die Basis für eine Zusammenarbeit zwischen den Intellektuellen und der klassenbewußten Arbeiterschaft, die in dem Deutschland der Vergangenheit gefehlt hat.

Die Kulturschaffenden in Westdeutschland sind gar nicht oder nur lückenhaft über das unterrichtet, was hier geschieht, und dauernd dem Einfluß einer aus Grundsatz feindlichen Propaganda ausgesetzt. Die Verordnung der DWK gibt ihnen die Möglichkeit, sich von der Kulturpolitik in der sowjetischen Besatzungszone ein eigenes Urteil zu bilden. An ihrer Durchführung besteht für uns, die wir die Dinge aus der Nähe sehen, kein Zweifel.

Die Verordnung wird von großen einheitlichen Gesichtspunkten beherrscht. Die Intellektuellen verschiedener Art, Wissenschaftler, Techniker, Künstler, werden als eine Gruppe innerhalb der Gesellschaft betrachtet, für deren Bedürfnisse die Gesamtheit im eigenen Interesse zu sorgen hat. Dabei werden die freischaffenden, selbständig arbeitenden Intellektuellen ebenso behandelt wie die in einem Angestelltenverhältnis stehenden. Differenziert wird nur nach den persönlichen Leistungen. Außergewöhnliche Tüchtigkeit findet ihre öffentliche Anerkennung und Belohnung.

Niemand kann sagen, daß die individuelle Initiative gelähmt wird. Auch die gesamte kulturelle Produktion wird als ein Ganzes betrachtet, dessen verschiedene Teile aufeinander einwirken. Wissenschaft, Kunst und Technik werden in gleicher Weise gefördert. Die Kultur wird in keiner Weise reglementiert, wie manche Kritiker spöttelten, nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatten. Vielmehr wird das kulturelle Schaffen, so wie es aus den ideellen und materiellen Bedürfnissen und Bestrebungen der Gesamtheit entspringt, anerkannt und unterstützt. Damit erst wird auch die Freiheit der Lehre und Forschung, wie auch die des künstlerischen Schaffens, aus einem allgemeinen Verfassungsgrundsatz zur Wirklichkeit.

Wir erfreuen uns bei diesem großen Schritt der vollen Unterstützung der sowjetischen Besatzungsbehörde. Wir haben auch von dem Beispiel der sowjetischen Kulturpolitik viel gelernt. Zwischen den Vertretern der Sowjetunion in Deutschland und den deutschen Kulturschaffenden besteht ein Verhältnis der harmonischen Zusammenarbeit. Für die deutsche Kultur gibt es jedoch keine Gefahr, von der sowjetischen überfremdet und ihrer Selbständigkeit beraubt zu werden. Wer, wie unsere Freunde und Kollegen in Westdeutschland, diese Beziehungen aber nicht aus eigener Erfahrung zu beurteilen vermag, der möge die Verordnung der DWK aufmerksam studieren und uns sagen, ob er irgend etwas darin findet, was den eigenen Bedürfnissen und Tendenzen der deutschen Kultur in einem regenerierten Deutschland entgegenläuft. Mit vollem Recht nennt sie sich Verordnung zur Erhaltung und Entwicklung der deutschen Wissenschaft und Kultur. In der sowjetischen Besatzungszone zuerst in Kraft gesetzt, ist sie doch für Gesamtdeutschland gedacht und wendet sich an alle deutschen Kulturschaffenden, in welchem Teil Deutschlands sie auch leben.

Zwei Witwen — zwei Kriege . . . *Von Max Lingner*

Max Lingner wieder in Berlin

„Sein handelnder sozialer Realismus treibt ihn zu großen dekorativen Werken auf Papier, Leinwand und auf Wänden, vor allem auch als Fresco, die wirkungsvoll einfach in den Farben, meist in Schwarz und Grau ausgeführt sind und mit Dunkelrot gehoben werden. Diese Farben erscheinen auf den Gesichtern und an einigen Stellen seiner Menschen wie rote Fahnen in den Aufmärschen und in der Volksmenge. Er wird einer von denen sein, die im Großen die gegenwärtige Geschichte formen helfen."

Diese Worte schrieb der große französische Dichter Henri Barbusse über den Maler Max Lingner, einen Deutschen, der nach zweiundzwanzigjährigem Aufenthalt in Frankreich soeben in unsere Hauptstadt zurückgekehrt ist. 1927 schickte ihn Käthe Kollwitz, seine Lehrerin und Freundin, für ein Jahr nach Paris. Er blieb dort viele Jahre, nicht aus künstlerischen Gründen, sondern deshalb, weil er alle Möglichkeiten hatte, mit seiner Kunst im französischem Volk für seine fortschrittlichen Gedanken zu werben. Damals war der Platz Steinlens, des Malers der Unterdrückten und Armen, durch dessen Tod freigeworden. Auch Lingner machte sich zum Sprecher des Volkes, doch er malte optimistischer und freudiger. Er wurde Steinlens Nachfolger und begann seine Zusammenarbeit mit Henri Barbusse. Er arbeitete vor allem für die von Barbusse herausgegebene „Monde" und erreichte, daß man überall in Frankreich seine Bilder kennt.

Temperamentvoll wendet sich der Künstler, der gar nichts Bohèmehaftes an sich hat, dem man den Geistlichen, den Lehrer oder den Dozenten eher glauben würde als den Maler, gegen allen Personenkult in der Kunst. „Bei einem Auto, bei einer Lokomotive fragt man ja auch nicht, wer sie entworfen und wer sie gebaut hat. Man freut sich daran und gebraucht sie. Mir hat es stets genügt, mit meiner Kunst Freude zu bringen. Ich habe es nie für richtig gehalten, unter Berufung auf den ‚verpflichtenden' Namen, den man hat, nun etwa nur Gemälde zu malen. Ich habe alles ausgedrückt, was mir künstlerisch ausführbar erschien, von der Briefmarke über das politische Plakat bis zu den eigentlichen Gemälden und meterhohen Festdekorationen zu Massenversammlungen."

Stolz zeigt er einen Brief, den ihm die Mitglieder des Bundes junger Mädchen in Frankreich schickten. Er hatte ihnen im Klubhaus eine Wand ausgemalt, und sie geben der Freude über die schöne künstlerische Gestaltung des Gemeinschaftsraumes in charmanten und herzlichen Worten Ausdruck. „Wir nennen Sie nun den Maler der jungen Mädchen", schreiben sie.

Damit sind wir bei einem Problem angelangt, das von Paris bis Moskau die Gemüter bewegt, nämlich der Frage nach der Auftragskunst. Lingner erklärt, er habe eigentlich nie anders gemalt als in einem bestimmten Auftrag, nur diese Form scheine ihm einen engen Kontakt zwischen Künstler und Publikum zu gewährleisten. Meist seien es arbeitende Menschen und deren Organisationen gewesen, die ihm Aufträge gegeben hätten. Durch die tägliche Arbeit mit diesen neuen Auftraggebern habe er auch eine neue Form in seiner Kunst gefunden. Damit sei auch die Frage nach dem Formalismus in der Kunst beantwortet. „Die so gefundene neue Form entspricht dem neuen Inhalt. Sie wird nicht erfunden, sondern in täglicher Arbeit gefunden."

Dementsprechend ändere sich auch die Einschätzung des Künstlers. Er solle nicht mehr „individuelles Wundertier" sein, der sich vor der Außenwelt verschließt, die ihn am Wegrand verhungern lassen kann, sondern ein wichtiges und notwendiges Glied in der Gemeinschaft.

Es freut den aus Frankreich zurückkehrenden Maler besonders, daß er gewissermaßen als Willkommensgruß bei seiner Ankunft hier die Verordnung der Deutschen Wirtschaftskommission zur Förderung der Kunst vorfand, die dieses Prinzip der Einordnung des Künstlers in die Gemeinschaft in hervorragender Weise ermöglicht.

Er sieht seine Aufgabe in Deutschland darin, seinen Kollegen die reichen Erfahrungen seines Lebens zu vermitteln, sie auf dem Wege zur neuen Form weiterzubringen.

Er hofft auch, daß in der Presse den Künstlern wesentlich breiterer Raum eingeräumt wird, als dies bisher der Fall war. In Frankreich sei dies selbstverständlich. Das deutsche Volk habe so bedeutende Künstler hervorgebracht wie Dürer, es sei kunstverständig. Die Presse solle dem Rechnung tragen, nicht nur mehr als bisher Kunstkritiken bringen, sondern auch dem Künstler selbst und seinen Arbeiten den Platz einräumen, der ihm gebührt.

Besonderen Wert wird der Maler darauf legen, den Friedensgedanken künstlerisch darzustellen. Sein Bild „Zwei Witwen, zwei Kriege", das wir veröffentlichen, zeigt seine künstlerische Intensität.

„Mein Leben ist mit der Friedenskampagne verbunden, zumal ich mit dem großen Vorkämpfer des Friedens, mit Henri Barbusse, der sein Leben für den Frieden hingab, der arbeitete wie eine Kerze, die an zwei Enden brennt, zusammenarbeiten konnte. Ich habe die Festdekoration bei dem ersten antifaschistischen Weltfriedenskongreß 1936 in Brüssel gemacht. Ich habe viele Bilder gestaltet, die sich vor allem an die Frauen und ihre Abneigung gegen den Krieg wandten. Ich hoffe, hier in Deutschland wieder im Sinne des Friedensgedankens wirken zu können." Da.

Sie lebten für den FRIEDEN

Carl von Ossietzky

1931/32, Jahre der Wirren und Unruhen, Endlose Schlangen vor den Arbeitsämtern, Kursstürze, Börsenkrachs, Konkurse und wieder Arbeitslose. Krise in der ganzen Welt, drohende Reden, Rüstungen. In Berlin harte politische Ringen; Demonstrationen, Streiks, Saalschlachten, Verhaftungen, Wahlen, Kabinettsumbildungen und wieder Wahlen. Immer lauter der Ruf nach Annullierung des Versailler Friedens, immer lauter der Schrei nach Aufrüstung und immer lauter der Marschtritt der „braunen Kolonnen". Hitler griff nach der Macht.

In diesen an sich überstürzenden Ereignissen so reichen Wochen, in denen mancher politisch klarsehende Mensch den Boden unter den Füßen verlor, erwarten Hunderte und Tausende politisch interessierter Menschen mit Spannung das Erscheinen der „Weltbühne", um zu erfahren, was Carl von Ossietzky zu sagen hatte. Das Wort des Chefredakteurs der kleinen, wöchentlich erscheinenden roten Hefte hatte Gewicht bei Freunden wie auch bei Feinden. Moehte der Intellektuelle den brillanten Stil und die gewandten Formulierungen bewundern, der Arbeiter im Berliner Osten und am Wedding las Ossietzky, weil er auf seine Fahne den unermüdlichen Kampf um den Frieden geschrieben hatte.

Man nannte Ossietzky einen Pazifisten — er war es nicht. Er wußte, daß der Friede nicht zu erbitten oder zu ersehnen war, sondern in einem harten, unablässigen Ringen erkämpft werden mußte. Schon vor dem ersten Weltkrieg gehörte er einer Anti-Kriegsorganisation an.

„Nicht mehr des Menschen Teufel und Vernichter", so schrieb er am Ende des ersten Weltkrieges, „soll der Mensch sein, sondern der Helfende, der Bruder. Der Mensch ist gut! Aus zerfetzter Seele ringt sich hell und jubelnd neue Bejahung los. Etwas Liebe, etwas Verstehen, etwas Geduld, etwas Güte von Mensch zu Mensch, so hat der den Ereignissen vorangliegende Geist schon die Erlösung aus der Folterkammer gefunden."

So beschwörend er vom Verstehen sprach, so klar sah er, daß es Menschen gab, die für diese Worte taube Ohren hatten. Denen aber sagte er Kampf an. Früh genug erkannte er, daß die erste deutsche Republik sich ihr eigenes Grab grub. Mit der Waffe seiner scharfen Feder und mit dem Mut, den ihm sein aufrechter Charakter gab, richtete er seine Angriffe gegen die überlebte, scheinbar längst überwundene Kaste, die sich allmählich die Republik eroberte. Er ging am 10. Mai 1932 als „Staatsfeind" nach Tegel ins Gefängnis, weil er schonungslos die geheime Aufrüstung der Reichswehr aufgedeckt hatte. Ungebrochen nahm er seinen Kampf wieder auf, als ihn Weihnachten 1932 eine Amnestie befreite.

„Wir Anhänger des Friedens haben die Pflicht, immer wieder darauf hinzuweisen, daß der Krieg nichts Heroisches bedeutet, sondern daß er nur Schrecken und Verzweiflung über die Menschheit bringt. Alle haben den Krieg als Mord und das Soldatenhandwerk als Mörderhandwerk gekennzeichnet. Das Wort Mörder wird hier nicht in einem juristischen, sondern in einem sittlichen Sinne gebraucht. Man kann das auf die Formel bringen: dem kleinen Mörder schlägt man den Kopf ab, dem großen setzt man einen Lorbeerkranz auf."

Hitler vergaß ihm das nicht. Der brennende Reichstag gab den Vorwand, die „Weltbühne" zum Schweigen und Ossietzky hinter Stacheldraht zu bringen. Man schleifte ihn aus dem Konzentrationslager in das Zuchthaus und aus dem Zuchthaus in das Konzentrationslager. Die fortschrittliche Welt vergaß ihn nicht. Romain Rolland und Albert Einstein stellten den Antrag, ihm 1936 den Friedensnobelpreis zu verleihen.

Ossietzky hat diese Ehrung durch die Friedenskämpfer der Welt nicht in Empfang nehmen können. Hitler verbot ihm die Annahme des Nobelpreises. Zwei Jahre später, am 4. Mai, warfen ihn die Folgen der menschenunwürdigen Behandlung auf das Totenbett. Nicht nur Deutschland, sondern die ganze Welt hatte einen großen Friedenskämpfer verloren.

H. Sch.

Laßt uns ein Ende finden

von Johannes R. Becher

Soll, Deutschland, deiner Toten Denkmal sein
Ein Tränenbild, so denke ich auch derer,
Die trugen schwer am Leben und noch schwerer,
Als Frost und Hunger brachen auf sie ein.

Des Zimmers Eisloch, und ein Tisch, ein leerer,
So starben sie im eisigen Gestein.
Wohl dem, der schuldlos ist an aller derer
Geschick und gäb das Seine: Mein ist Dein . . .

Die ihr gefallen seid, ihr, Deutschlands Tote
Im zweiten Weltkrieg — dreißig Jahre schon
Währt das Verhängnis — wann wird der Passion

Ein Ende sein? Laßt uns ein Ende finden
In einem Anbeginn. Daß bin ich Bote.
Laßt einen Kranz um eure Stirn mich winden.

Approved For Release 2006/02/07 : CIA-RDP83-00415R003000050001-1

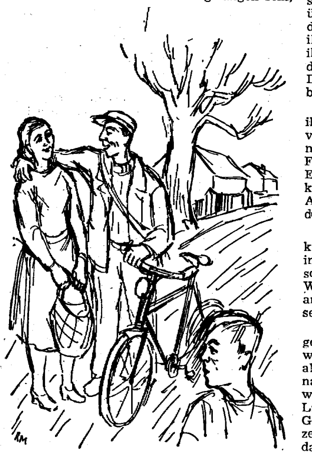
Approved For Release 2006/02/07 : CIA-RDP83-00415R003000050001-1

HERBERT KURZBACH

Geschichte der stillen Ann

Sie war in meinen Knabenjahren in unseren Ort gekommen als Frau eines Bergarbeiters, der zuletzt auf unsere Schächte übergewechselt war, nachdem er, ewig von Fernsucht geplagt, kreuz und quer geworfen worden war durch alle Gegenden des Vaterlandes, wo Fördertürme standen und die Kohlen geschöpft wurden wie dunkles Brot aus der Tiefe.

Um einige Wochen oder Monate später war die Ann jedesmal seiner Wanderschaft gefolgt, denn sie hatte immer erst auf einen Brief warten müssen, daß er ihr sagte, wo er nun wieder Anker geworfen. Mitunter wäre er auch über Nacht plötzlich von ihrer Seite verschwunden, erzählte man sich, und die Ann habe im Kommenden viel Not und Weh gehabt der Unordnung wegen, die er ihr hinterlassen. Er trank gern in den Kantinen, ließ keinen Kredit ungenutzt, geriet an Frauen, und es meldeten sich später gar bald die Kumpels, die von ihm geschädigt waren. So hatte die liebe Ann ihre schweren Sorgen, wie sie seinen Abgang ins Reine bringen könnte; aber es muß ihr doch immer wieder gelungen sein,



denn wenn erst der Brief da war, der seinen neuen Aufenthalt verriet, so waren es eben diese Kumpels wieder, die ihr den Wagen liehen, mit dem sie ihre zerschundenen Möbel zur Bahn brachte sie halfen ihr die geringe Habe verladen und wiesen verschämt ihren Dank zurück, daran sie schluckte und schluckte.

Nicht also als ein hochgemuter Mensch, sondern wie eine scheue Verstoßene war ihm die Frau wieder nachgekommen; sie war wohl an ihrem Schicksal zu einer Bescheidung gelangt, in der ihr die Erlaubnis zu folgen schon hohe Gunst schien. Dies alles mag einem allzu stolzen Herzen unfaßbar bleiben, weil nur ein liebendes solche Demütigung zu erdulden vermag

Als ich, im Hause und in Läden, Stück um Stück dieses seltsamen Lebens erfahren durfte, begann das Abenteuer meiner kindlichen Seele, daß ich diese Frau in Andacht anzuschauen vermochte und trotz meiner acht Jahre mich in einen männlichen Haß hineinträumte wider den Mann, der wohl aus einem finstern Märchen entsprungen war in unser Dorf. Aber mein Haß blieb hilflos, und nur einmal, als er mir mit dem Rade entgegengefahren kam, den breiten Kaffeekrug an der Hüfte, lief mir der Gedanke durchs Hirn, was wohl jetzt geschehen würde, wenn ich ihm den Stock zwischen die Speichen werfen würde.

Aber da sah ich ihn schon bremsen, das Rad stand, er setzte den Fuß seitab und rief hinüber zum Straßenrand, wo er seine Ann entdeckt hatte. Sie lachte froh, ging herüber zu ihm und öffnete vor ihm ihre Tasche, wohl ihm deutend, was sie eingekauft hatte. Und der Mann nickte und sprach wohl lustige Dinge zu ihr, daß die Frau nun so im Lächeln blieb.

Meine Erschütterung, daß die Frau mit ihrem lieben Lächeln meinen heiligen Haß verworfen hatte und daß ich hatte sehen müssen, wie das Böse und das Liebliche in Freundschaft zueinander stehen konnten, diese Erschütterung war noch nicht in mir abgeklungen, als der Mann abermals verschwand. Aber diesmal lief er ihr nicht als Bergarbeiter davon, sondern in der Uniform der Soldaten.

Wir lebten in den letzten Jahren des Weltkrieges, und wenn er bisher als Bergarbeiter immer wieder zurückgestellt worden war, so schickte man ihn nun doch noch in die weite Welt der Kampffelder, und er sprang nicht anders dem Aufruf nach als den Abenteuern seines Blutes, die ihn sonst gejagt hatten.

Diesmal konnte die Ann ihm nicht nachfolgen. Aber einmal schnürte sie ein Päckchen, weil er in einem Briefe rasch und ungeduldig, als riefe er dies über einen Ladentisch hin, nach diesem und jenem verlangt hatte. Sie war durchs Dorf gegangen von Laden zu Laden und hatte gebettelt um ein wenig Garn für Socken und um Steine fürs Feuerzeug und um einige Tütchen Mehl und Zucker, daß sie ihm einen kleinen Kuchen beilegen könnte für seinen Hunger. Und als sie das Päcklein auf dem Weg wußte zu ihm, meinte sie wohl, daß ihr Leben reich gesegnet sei, weil er sie brauchte und sie ihm hatte helfen können

Aber das Paket kam nach langen Monaten zurück. Sie hob all die Dinge ihrer Liebe wieder daraus, die sie einst darein gelegt hatte, und auf der durchstrichenen Anschrift fand sie den Vermerk, daß ihr Mann vermißt sei.

Um einiges später sprach sie mich an, und ich habe ihr doch nichts antworten können. Ich konnte eines Tages nirgends meinen Schal finden. Er mußte wohl noch unter der Bank unserer Schulstube liegen. Ich lief zurück und traf, da ich ins Zimmer trat, die Ann dort an, müde auf ihren Besen gestützt und hochschauend auf eine Karte, die von einem Nagel an der Wand niederhing. Die Ann hatte in jenen Jahren die Scheuerdienste im Schulhaus übernommen des Mittwochs und Sonnabends kehrte sie die Stuben und kniete auf den Treppenstufen, mit dem Hader das rinnende Wasser zu fangen

Nun aber stand sie in sinnender Schau, vergessen schien der Haufen Schmutz, den sie schon bis an die Tür geschoben hatte, und ich hatte schon meinen Schal gefunden und wollte leis wieder durch die Tür, als sie mich zurückrief und, auf die Karte weisend, wissen wollte, wie weit es sei von uns bis nach Frankreich und ob die Menschen dort gut seien oder schlecht. Ich wußte in jenen Jahren von diesem Land nicht mehr als die Fragende wohl, ich konnte nur verlegen lächelnd die Schulter heben und fallen lassen, aber vielleicht wollte sie auch nur einmal ihr Herz sich aussprechen lassen vor dieser Wandkarte, sie nahm den Blick zurück auf das bunte Abbild einer Fremde und sagte, wie aus einem schönen Traum heraus: „Er ist nicht tot; mein Mann, er ist von den Franzosen gefangen."

Auch meine Eltern wußten schon davon, als ich daheim berichten wollte, und weil nach kurzer Zeit schon der Krieg ein unerwartet Ende nahm und viel gesprochen wurde von den aus der Gefangenschaft nun Heimkehrenden, dachte ich oft daran, daß ich vielleicht auf dem Wege vom Bahnhof her einem Manne begegnen würde, den ich noch immer haßte.

Hier kam ein Vater wieder und dort kehrte ein Sohn zurück, aber zur Ann kam niemand heim, mit dem Frühzug nicht und nicht mit dem letzten Arbeiterzug. Sie trug den Kopf nun schon weit vor die engen Schultern geschoben, als läge ihr mehr im Nacken als der runde Knoten des Haares, und wenn sie über die Straße ging, erkannte sie mich wohl nimmer, obwohl ich sie fest ansah, als könnte ich ihr Herz damit rufen.

Es ist mir nicht gelungen, und auch später noch einmal, nach einigen Jahren, habe ich es dumpf fühlen müssen, daß kein menschlich Schicksal Türen hat, durch die fremde Hilfe kommen könnte Ich war in einem illustrierten Blatt auf eine Betrachtung über Land und Leute in Südfrankreich gestoßen, und ich entsann mich plötzlich wieder der Frage Anns, die sie mir in der kleinen Schulstube gestellt hatte.

Ich schob das Heft unter mein Sporthemd, lief barfüßig an ihr Haus und schlich mich klopfenden Herzens die Treppen hoch, um ihr das Gedruckte als späte Antwort unter die Schwelle zu schieben.

Aber die Tür war, als ich anlangte, um einiges geöffnet, es war ja Sommer, und die Schwüle glühte in den Stuben. Und da sah ich im Spalt zwei Frauen beieinander sitzen, die Ann und eine fremde ältere Frau, eine Bekannte vielleicht oder gar eine Verwandte, wer weiß, und ich hörte das Wort und Widerwort, daß sie innig zu verbinden schien.

Am liebsten hätte ich wieder leise zurückgehen mögen, aber da sah ich die Hand der Fremden sich sacht bewegen über das Haar der Ann hin, und eine Stimme hörte ich aus dem Weinen kommen, die ich kannte. Ich blieb, nach fremdem Geschick plötzlich hungrig, und wußte, über wen man sprach.

Er habe sicher drüben in dem fremden Lande eine Frau gefunden, ach, vielleicht schon viele, sagte die Ann mit vertränter Stimme, sie kenne ihn ja, und heim komme er nun niemals wieder. Und während sie ihr Tuch gegen den Mund drückte, rang sich Wort um Wort durch, und ich habe keines vergessen: „Es gingen nur noch wenig Fäden von ihm zu mir, nun hat er die letzten zerrissen."

Ich hielt das Blatt, das ich ihr vermitteln wollte, fest in der Hand, und im Umwenden erkannte ich noch auf dem Tisch einen arg zerdrückten Karton, das Umschlagpapier wirr entfaltet, und ein Strumpf, ein grauer, hing über den Rand als habe ihn eine Hand, die ihn gehalten, niederfallen lassen. Es wahr wohl das Paket, das schon vor Jahren zurückgekommen war, und es ergreift mich noch heute, da ich es wieder bedenke, zutiefst, wie dies Herz hatte so stark sein können in seinem Glauben.

Der Mann ist nie zurückgekehrt sie hat es zuletzt doch recht gespürt, und sie ist alt geworden ohne ihn Sie hat ihre langen Jahre dann hingebracht indem sie Wäsche wusch in fremden Häusern und die Schulstuben säuberte und ein kleines Fleckchen Erde umgrub und beflanzte, jahraus, jahrein, bis sie sich nun, sicher um vieles erleichtert, zum Sterben niederlegte und ihre Stube, darin sie einmal um einen Menschen geweint hatte, freimachte für die vom neuen Krieg hablos Gewordenen, auf daß diese wieder zu lächeln versuchten.

DAS VERLASSENE DORF

In der vorigen Woche jährte sich zum 10. Male der Tag, an dem Franco ganz Spanien besetzte. Aus diesem Anlaß bringen wir einen Auszug aus einem Erlebnisbericht „30 Tage mit den Guerilleros" von Josef Izcaray. Der Autor gehört zu den bekanntesten jungen Publizisten des fortschrittlichen Spanien. Seine Reportagen und Chroniken vom spanischen Freiheitskampf machten ihn über den Rahmen seiner engeren Heimat hinaus bekannt. Als Emigrant leitete er in Mexiko die Zeitschrift „Neues Spanien". Heute lebt er in Frankreich.

Mehrere Tage wanderten wir stets nach Norden und mieden vorsichtig Städte und Dörfer.

Kaum sahen wir hier und da Landarbeiter, und in der Hochebene hatte ich den Eindruck, daß ich mich in einer Wüste befand. Von vielen Ölbäumen hatte man nicht die Oliven geerntet, die nun schwarz und vertrocknet auf dem Boden verfaulten.

Dasselbe bei den Weinbergen, von den Reben hingen wie schmutzige Fetzen die Weintrauben. Sie ähnelten Insektennestern. Wir näherten uns vorsichtig einer Scheune, ohne auf ein einziges Lebewesen zu stoßen.

Die Waffen bereit, so kamen wir bis an die Tür: Immer dasselbe Papier mit dem Siegel der Kommandantur der Guardia Civil. Manchmal ein Siegel von Draht und Blei.

Versiegelte Häuser, versiegeltes Leben: Franco!

„Noch nicht zurück", murmelten ein ums andere Mal die Guerilleros, die mich begleiteten. Und wir gingen weiter.

Südwestlich von Valderrobles steigen wir zu einer versteckt liegenden Scheune hinab. Wir klopfen stark, doch niemand antwortet.

„Auch diese sind nicht gekommen."

„Ich bin dafür, daß wir hineingehen, Feuer anmachen und uns etwas zu essen bereiten," sagte jemand.

Wir springen über den Zaun in den Hof. In einer Ecke liegen zwei tote Hühner.

„Die Pest caviar", sagt einer.

„Aviar", corrigiert sein Kamerad. — „Pardon, Herr Tierarzt..." Die Fenster sind zu. Es bedarf aber keiner großen Mühe, um eines aufzubrechen und in das Haus zu gelangen. Wir befinden uns in der Küche, die von einer Rattenbande besetzt ist. Der breite Küchenherd, der große Tisch aus Eiche, der Backofen und die Töpfe aus Kupfer und Steingut, alles voller Staub.

„Denkt daran, seit vier Wochen ist das Haus verlassen!"

Ich gehe ans Fenster, ich brauche Atem. Ich fühle den Schrecken dieser Einsamkeit, diese Abscheu vor einem Feld ohne Menschen und leeren Häusern.

Aber sind alle gestorben...? Wohin sind Menschen und Tiere gegangen? Was für ein tödlicher Wind hat diese Orte durchkreuzt? „Hier war Franco!"

Hinter mir am Fenster stehen die Guerilleros und erzählen: Sieh die Einöde draußen, auf diesen Feldern wuchs einst der goldene Weizen, wuchsen die Früchte der Ölbäume, hier brachten die Weinberge ihre Trauben zur Reife, hier breiteten sich fruchtbare Gärtnereien aus, Bauern bearbeiteten friedlich ihren Boden im tiefen Tal.

Aber diese Gegend war — und ist noch — Partisanenzone! Wir Partisanen — Freiheit, Gerechtigkeit und Zukunft — waren eins mit dem Volk, verschmolzen mit ihm, verkörperten es Scheunen und Dörfer waren — und sind — unsere Nester.

Pizarro, der Gauleiter Francos in Teruel, sagte deswegen:

„Entweder mache ich Schluß mit den Partisanen oder mit den Bauern. Wenn nicht, mit den Guardia Civil."

Dann begann der Angriff. Mit Blut und Schrecken wollte Franco den Kampf der Guerilla erdrosseln. Seine ganze Wut warf er über das Volk, denn die Guerilleros sind das Volk.

Isolierung der Partisanen, das war der Befehl. Sie sollten nicht ein schützendes Dach, auch nicht eine gute Hand, die ihnen helfen würde, finden, nicht ein Stück Boden, welcher als Stütze dient. Und Pizarro befahl die Evakuierung aller Scheunen und Dörfer zweier Provinzen: Teruel und Castellon. Tausende und aber Tausende wurden von Haus und Boden verjagt. Sie mußten das Leid der Verschleppung, den Schmerz der Verbannung kennenlernen.

Weil man den Widerstand der Bauern fürchtete, versuchten die Guardia Civil ihre Ziele mit Betrug zu erreichen.

„Komm' zu uns, Du mußt etwas unterschreiben." — „Wir haben für Dich eine Bescheinigung, komm sie abholen." — Oder: „Bring uns etwas Holz, wir brauchen wieder welches."

Und wenn die Bauern zu den Guardia Civil in die Kaserne kamen, wurde ihnen der Befehl zur Evakuierung vorgelegt: „Unterschreiben! Du hast drei Tage Zeit, um Dein Haus zu verlassen."

„Aber, wie kann ich mein Land verlassen, da jetzt die Ernte in vollem Gange ist? Wo gehe ich mit meinen Kindern, dem Vieh und den Sachen hin?"

„In die Stadt, Du wirst's schon wissen. Das ist nicht unsere Sache!"

Die Bauern stiegen in langen Karawanen die Hügel hinunter. Eingeengt, gedrückt, ein Haufen von Leuten und Vieh; alles eine Familie: Männer, Frauen, Kinder, Maulesel, Schafe, Kühe und Ziegen. Hinter ihnen, wie ein Zeugnis ihres Weges, blieb ein Wind von Flüchen und eine Spur von Tränen.

„Mein Haus! Mein Feld! Mein Garten! Mein Dorf!"

Sie mußten die hohen, eisernen Betten, wo die Urgroßväter starben, und die Enkel geboren wurden, verlassen; mußten die Kommode aus Nußbaum verlassen, die immer schon der Koffer der Familie war, in der jedes Stück Wäsche eine Erinnerung war an Hochzeit, Taufe, Beerdigung.

Verließen das Korn, verließen den Wein, verließen das Leben hinter dieser versiegelten Tür!

~~Besatzungstruppen Ruhrstatut Sicherheitsamt~~ Wir wollen einen Friedensvertrag und Abzug der Besatzungstruppen!

Approved For Release 2006/02/07 : CIA-RDP83-00415R003000050001-1